GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Mich gibt es : Jüdische Selbstbehauptung gegenüber der mächtigen Schoah

Roggenkamp, Viola

1996

https://doi.org/10.25595/849

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Roggenkamp, Viola: *Mich gibt es : Jüdische Selbstbehauptung gegenüber der mächtigen Schoah*, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Jg. 19 (1996) Nr: 42, 69-76. DOI: https://doi.org/10.25595/849.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

beiträge
zur feministischen theorie und praxis

Ent-fremdung
Migration und Dominanzgesellschaft

42

Hrsg. Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.

beiträge
zur feministischen theorie und praxis

Ent-fremdung
Migration und Dominanzgesellschaft

42

1. Auflage 1996
Eigenverlag des Vereins Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V., Köln
Satz: DTP-Satz-Service Eul-Gombert, Bergisch Gladbach
Druck: Farbo Druck & Grafik Team, Köln

Impressum

beiträge
zur feministischen theorie und praxis

Hrsg.: Sozialwissenschaftliche Forschung & Praxis für Frauen e.V.
Dieses Heft wurde in Kooperation mit der Stiftung Umverteilen, Berlin produziert.

19. Jahrgang (1996) Heft 42

Redaktion: Ute Annecke, Rose-Marie Beck, Gaby Beckmann, Susanne v. Daniels, Heidrun Uta Ehrhardt, Gisela Notz, Brunhilde Sauer-Burghard, Michaela Wende, Christa Wichterich
Redaktionelle Mitarbeit: Nicole Pirpamer

Mitarbeiterinnen dieses Heftes: Selmin Caliskan, Ursula Alice Döhmann, Elke Grawert, Sedef Gümen, Encarnación Gutiérrez Rodríguez, Modjgan Hamzhei, Jutta Heinrich, Tatjana Hecigonja, Chong-Sook Kang, Kerstin Kellermann, Claudia Koppert, Anni Lanz, Behshid Najafi, Renate Nestvogel, Gisela Notz, Bircan Özdem, Constance Ohms, Viola Roggenkamp, Manuela Westphal, Marlini Wickramasinha

Die „beiträge" erscheinen ca. dreimal im Jahr. Preis des Einzelheftes 23,– DM, Doppelheft 34,– DM, Abonnement (jeweils 3 Nummern) 65,– DM, Förderabonnement ab 95,– DM, Mitfrauenabonnement 62,– DM (jeweils inclusive Porto- und Verpackungskosten). Einzelhefte sind durch jede Buchhandlung oder direkt beim Verlag zuzügl. Versandkosten zu beziehen. Abonnements ausschließlich beim Verlag. Abbestellungen spätestens drei Monate vor Ende des Kalenderjahres möglich. Der Verlag erzielt keinen Gewinn. Mitarbeit erfolgt grundsätzlich ohne Honorar. Copyright by the authors. Nachdruck nur mit besonderer Erlaubnis des Verlages und unter Quellenangabe gestattet. Sämtliche Verwertungsrechte an Übersetzungen liegen beim Verlag. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Verlags- und Redaktionsadresse: Niederichstr. 6, 50668 Köln, Tel.: 0221/13 84 90; FAX: 0221/139 01 94; Konto: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V., Konto-Nr.: 7 192 032 Stadtsparkasse Köln (BLZ 370 501 98) und Konto-Nr. 56530-500 Postgiroamt Köln (BLZ 370 100 50)

Vertrieb von Einzelheften und Abonnements: Verlag des Vereins Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V.
Auslieferung für den Buchhandel: (BRD, Österreich, Niederlande): SOVA, Friesstr. 20-24, 60388 Frankfurt, Tel.: 069/ 41 02 11; FAX: 069/ 41 02 80
Schweiz: ars.lit. Verlagsauslieferung, Byfangweg 7, CH-4051 Basel, Tel.:/FAX: 0041/61/271 18 82

INHALT

Editorial 5

Ent-fremdung

Migration und Dominanz-gesellschaft

Chong-Sook Kang
40 Jahre Migrantinnen in Deutschland 9

Manuela Westphal
Arbeitsmigrantinnen im Spiegel westdeutscher Frauenbilder 17

Behshid Najafi
Paragraph 19: das „Rückgaberecht" im Ausländergesetz 29

Anni Lanz
Migrationspolitisches Engagement zwischen Theorie und Praxis 33

Tatjana Hercigonja, Kerstin Kellermann
Außerhalb des Kreises: Von Jugoslawien nach Österreich 41

Gisela Notz
Grüne Haare oder die Konstruktion des Anderen 51

Renate Nestvogel
Zum Umgang mit Bildern von „Fremden" 53

Ursula Döhmann, Marlini Wickramasinha
„Sie schauen aus, als ob Sie Teepötte malen!" Schwarz + Weiß = Grau Grau Grau 65

Viola Roggenkamp
Mich gibt es
Jüdische Selbstbehauptung
gegenüber der mächtigen Schoah 69

Sedef Gümen
Die sozialpolitische Konstruktion „kultureller" Differenzen in der bundesdeutschen Frauen- und Migrationsforschung 77

Selmin Caliskan, Modjgan Hamzhei
„ ... und alle bunten Steine fügen sich zu einem Mosaik zusammen" 91

Encarnación Gutiérrez Rodríguez
Migrantinnenpolitik jenseits des Differenz- und Identitätsdiskurses 99

Claudia Koppert
Identität und Befreiung
Eine politische Zwischenbilanz 113

Elke Grawert
Arbeiten und Warten
Lebensverhältnisse afrikanischer Landfrauen in einem Ausgangsort der Migration 127

Diskussion

Jutta Heinrich
Vorwärts in die Vergangenheit!
In eine neue Bewegungsfreiheit oder eine Freiheit ohne Bewegung? 139

Renzension

Birgit Rommelspacher
Dominanzkultur
Texte zu Fremdheit und Macht
(Constance Ohms) 145

Vorankündigung Heft 43 149

Vorankündigung Heft 44 150

Autorinnen 151

Viola Roggenkamp

Mich gibt es

Jüdische Selbstbehauptung gegenüber der mächtigen Schoah

Ich hatte die Zwiebeln in Scheiben geschnitten, in eine Pfanne mit ausgelassener Butter geworfen, darüber eine ordentliche Prise Zimt gestreut und war nun eben dabei, die Hühnchenbrust vom Gerippe zu lösen, da rief meine Freundin Ginster an, um mir zu sagen, daß sie Ezer Weizman total verstehe. „Ich find's saublöd", hörte ich sie in ihrem frankischen Dialekt gedehnt sagen, „wie darauf jetzt deutsche Journalisten und Politiker gekränkt reagieren." Ginster wohnt in der Schweiz, weil sie dort arbeitet. Seit mehreren Jahren schon. Mir würde nie einfallen, sie als Migrantin zu bezeichnen. Dennoch ist sie eine. Sie ist gewandert, von da, wo sie nun einmal geboren wurde, nach dort, wo sie jetzt mit ihrem Ehemann Franz lebt, und hat dazu eine von Menschen willkürlich gezogene Landesgrenze überschreiten müssen.
„Wieso? Was hat Weizman denn gesagt?" fragte ich und klemmte mir den Telephonhörer zwischen Ohr und Schulter, um das Hühnchen weiter zerlegen zu können. „Na, daß Juden nicht in Deutschland leben sollten, sondern in Israel. Hast du das denn gar nicht mitbekommen?"

Ich wußte doch, warum ich den viertägigen Besuch des israelischen Staatspräsidenten Anfang Januar in Deutschland mehr oder weniger ignoriert hatte. Muß ich mir als Jüdin ausgerechnet von einem Juden sagen lassen, daß ich nicht in Deutschland leben soll? Ich goß eine Tasse süße Sahne über die Hühnchenbrust, wohl wissend, daß ich damit soeben eines der wichtigsten jüdischen Speisegesetze gebrochen hatte: Fleischiges und Milchiges immer getrennt halten! Ich wurde wütend. Auf Weizman und auf Ginster. Weizman war nicht da. „Was verstehst du denn daran?" knurrte ich in ihr Ohr. „Na ja, ist doch klar", beharrte Ginster, die zu den wenigen deutschen, nichtjüdischen Freundinnen gehört, vor der ich meine eigene Empfindlichkeit zeigen kann, ohne daß sie sich mir sofort anpaßt und sich dadurch entzieht. „Ich versteh ihn halt so, daß er g'meint hat, als Jude oder Jüdin in Deutschland zu leben ist schon nicht einfach und inzwischen wieder öfter eine Zumutung. Was mich dabei halt nervt, ist das betroffene Getue der Deutschen jetzt, die dem Weizman erklären, warum ein Jude das Recht haben muß, in Deutschland leben zu können, und wie schön es doch sei, daß das wieder geht, daß die Juden den Deutschen wieder vertrauen können."
Der Duft von Zwiebeln und Zimt mit einem kleinen Schuß Ouzo durchströmte meine Küche. Was sie sagte, tat mir gut. Es stimmte. Ohne die Kommentare gelesen und gehört zu haben, wußte ich, daß es stimmte. Mir ist es sehr viel vertrauter, mich auf deutsche Stimmungslagen gegenüber Juden einzustellen als auf meine eigene gegenüber nichtjüdischen Deutschen. Was Ginster sagte, tat mir deshalb gut, weil sie in unserer gemeinsamen Auseinandersetzung auf ihrer Seite blieb und ich darum meiner selbst sicher werden konnte: „Nicht nur so hat er es gemeint", sagte ich, ohne weiter auf die deutsche Seite einzugehen. „Weizman findet, wir Juden sollten gefälligst nach Israel kommen oder uns schämen. Die jüdische Familie hat beieinander zu sein. Sowieso. Aber statt dessen auch noch in Deutschland zu bleiben! Das ist ..." Ob das Chuzpe sei, unterbrach mich Ginster? Ich war im Moment so verblüfft, wie genau sie das jiddische Wort einsetzte, daß ich vergaß, darauf zu antworten.
Allerdings. Irgendwie ist es schon Chuzpe. Zwar sagt Ezer Weizman das immer, egal in welchem Land er zu Besuch ist. Die dort lebenden Juden sollten nach Israel kom-

men. Aber an deutsche Juden gerichtet, und dann noch vor einem mehrheitlich nichtjüdischen deutschen Auditorium, bekommt dieser Satz eine besondere Brisanz. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie säuerlich lächelnd Ignatz Bubis, der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, auf Weizman reagiert haben mochte. „Ihr habt ja gar nicht alle Platz in Israel", überlegte Ginster. Sie ist eine Frau auch von praktischen Qualitäten, hat räumliches Vorstellungsvermögen und macht die Beleuchtung am Theater. Zu den Festspielen habe ich sie vergangenen Sommer in Bregenz besucht und hinter ihr gestanden, während sie am Schaltpult saß. Ich sah, wie um Punkt acht Uhr abends meine Freundin ihren Zeigefinger auf den im Theater für mich wichtigsten aller Knöpfe legte: sämtliche Lichter im Zuschauerraum, Orchestergraben und auf der Bühne erloschen. Mit der Finsternis fängt es an.

Die heimlichen Vernichtungswünsche in der Missionarsstellung

Ginster ist ein Mensch, die fragen kann. Und das mag ich. Sie fragt mich, warum die Juden, denen sie in Zürich zu Jom Kippur begegnet, am höchsten Feiertag in Joggingschuhen zur Synagoge laufen. Sie will etwas wissen aus der jüdischen Bibel, was ich selbst erst mal genau nachsehen muß. Sie schreibt mir einen Brief, den sie, aus ihrer Stimmung heraus, nach dem zur Zeit gültigen jüdischen Jahr 5756 datiert. Woher sie das weiß? Sie hat danach gesucht.
Sie schickt mir sieben Kerzen zu Chanukkah und hat wahrscheinlich dabei an die Menorah, den siebenarmigen Leuchter gedacht. Woher soll sie wissen, daß es neun Kerzen sein müssen? Zu Chanukkah acht für jeden Festtag und eine Kerze als Schammes, als Diener; mit diesem Licht werden die anderen acht Kerzen angezündet.

Für mich wird durch sie meine jüdische Tradition in Deutschland lebendig. Anders als durch jüdische Freundinnen und Freunde. Gerade, weil sie fragt, habe ich das Empfinden, sie fühlt die Lücke auch. Von ihrer Seite. Gerade,weil sie nicht glaubt, nach der Schoah nun aber alles wissen zu müssen. Gerade, weil sie in bezug auf Weizman ihren deutschen, nichtjüdischen Standpunkt mir gegenüber behält und sich nicht vorsichtshalber zurückzieht. Weil sie fragt.

Die Lücke, die durch die Zerstörung des europäischen Judentums gerissen worden ist, muß bleiben dürfen. Sie ist die einzige Verbindung zu meiner vernichteten Tradition. In Deutschland sitze ich ja noch nicht einmal auf Trümmern. Die Wohlstandsideologie im Westen und die Gleichheitsideologie im Osten haben die Zeichen der Zerstörung ausgelöscht. Gedenktafeln sind etwas anderes. Und neues jüdisches Leben auch. Es hält nur dann an Kontinuität fest, wenn es an die Lücke anknüpft und nicht dazu benutzt wird, die Lücke zu füllen. Vor allem in Deutschland.

„Unter idealen Bedingungen", hat der deutsche Philosoph Peter Sloterdijk geschrieben, „wird folgerichtig das Von-sich-selbst-Reden eine Form gesellschaftlicher Aufklärung sein."[1] Raum für jede und jeden, sich selbst vor den anderen darstellen zu können, ohne gesellschaftliche Intoleranz fürchten zu müssen. Das hört sich gut an. Eine idealistische Phantasie. Der Wunschtraum eines deutschen Philosophen. Was aber machen wir, bis es soweit ist? Und ist das überhaupt erstrebenswert? Könnte diese Art Monologisieren im toleranten Nebeneinander nicht auch den Verlust von Streitkultur bedeuten? Und damit den Verlust von Entwicklung, die nicht denkbar ist ohne Schmerz und Verletzung, was ja nicht Vernichtung bedeutet. Fragen stellen und miteinander streiten, das ist für mich tragfähiger Boden und sehr viel schneller zu erreichen als das Sloterdijksche Ideal.

Entsprechende Ergänzung zum onanistischen Alle-können-ungestört-von-sich-selbst-reden scheint mir die Position des Missionierens zu sein. Ich vermute, daß die sogenannte sexuelle Missionarsstellung den Namen ihrer Penetranz verdankt, abgeleitet von diesem Wort: überzeugen. Zeugend über der Frau liegend. Im Überzeugen und Missionieren wird die Andere als Behälter und Bestätigung für das Eigene benutzt, jedoch nicht als sich unterscheidendes Gegenüber gewollt, selbst ausgefüllt mit Eigenem. Wie das onanistische Monologisieren Einsamkeit bedeuten kann und Nichtwahrnehmung der Anderen, ist Missionierung Vernichtung von anderem.

Selbstbehauptung gegenüber der mächtigen Schoah

Weil im Zusammenhang mit Weihnachten diesmal in der Öffentlichkeit sehr viel von Palästina und Israel die Rede war, dachte ich, mal hören, wie es Rachel geht. Rachel lebt in Jerusalem. Wir haben uns dort vor acht Jahren kennengelernt. Beim ersten Kongreß jüdischer Frauen in Israel. Wir waren viele. Nahezu aus aller Welt. Neunhundert, über tausend vielleicht. Viele jüdische Feministinnen. Organisiert hatten das Treffen die Frauen vom American Jewish Congress. Sogar in die damals noch in weiten Teilen existierende UdSSR hatten sie Einladungen geschickt. Bloß nicht nach Deutschland. Vielleicht dachten die amerikanischen Jüdinnen, es gäbe da keine mehr? Ich war jedenfalls darüber sehr wütend gewesen und trotzdem gekommen. Außer mir kam noch eine Jüdin aus Wien und eine aus Ostberlin. Wir waren ein Jahr vor der Wiedervereinigung, ohne es zu wissen. Kein Mensch hatte eine Ahnung.
Ich hatte die beiden über das Treffen in Jerusalem informiert. Vermutlich seien dort viel zuwenig deutschsprachige und viel zuwenig lesbische Jüdinnen, hatte ich ihnen gesagt. Beide reisten an. Für beide war es, wie für mich, der erste Besuch in Israel. Ich hatte immer großes Unbehagen davor gehabt, von Deutschland aus nach Israel zu kommen, mich dort als deutsche Jüdin zu zeigen. Ich hatte immer Angst vor diesen Fragen gehabt:
Warum sind deine Eltern in Deutschland geblieben? – Wahrscheinlich, weil mein Vater kein Jude ist.
Warum sind sie nicht trotzdem gekommen? – Weiß ich nicht.
Wie konntest du so lange warten?
Ich hatte lange gewartet. Vielleicht, um nicht erleben zu müssen, daß mir nicht alles in Israel gefällt und daß nicht alle in Israel mich und meinen Lebensstil gut finden. Eher im Gegenteil! Ich lebe mit Frauen. Ich habe nach der Schoah keine jüdischen Kinder geboren. Für dieses Land, in dem es nichts Wichtigeres gibt als die große jüdische Familie, ist das eine nicht wiedergutzumachende Enttäuschung. Für meine Mutter kam diese Enttäuschung fast einem Verrat gleich.

Nach einem Jahr in Israel wußte ich, daß ich nicht nur Jüdin, sondern auch Deutsche bin. Mein Zuhause ist meine Sprache. Und meine Sprache ist Deutsch. Das ist aber noch nicht alles. Meine jüdische Identität ist für mich eng verbunden mit Deutschland, mit der Geschichte des Antisemitismus in Deutschland. Ich bin angefüllt mit den Erlebnissen meiner Eltern während der Nazizeit. Wie und von wem sie verfolgt wurden. Wer sie gedemütigt, gequält, bedroht und ausgeliefert hat. Ich kenne Namen, Charaktereigenschaften, Lebenszusammenhänge, Taten und Zitate von Menschen, denen ich nie begegnet bin, weil ich zu der Zeit noch gar nicht geboren war. Für meine Mutter bin ich dadurch zweifach Beweisende geworden. Ich bezeuge ihr Überleben als die von ihr geborene Tochter, und ich weiß scheinbar minutiös, was ihr geschehen ist, ohne es selbst erlebt zu haben. Ich bin Behälter ihrer Geschichte geworden. So, wie sie mir alles erzählt hat. Schreckliche Erlebnisse, glückliche Zufälle und vom Alltag,

den es sogar in der ständigen Bedrohung gibt. Nichts aber von ihrer tief verborgenen Angst, als Jüdin vielleicht doch minderwertiger zu sein, und vor allem nichts über ihre Schamgefühle. Die symbolischen Koffer, auf denen sie und mein Vater viele Jahre nach der Befreiung gesessen haben, um vielleicht doch Deutschland zu verlassen, auf diesen Koffern habe ich nie gehockt. Ich trage sie. Ich bin Kofferträgerin. Noch heute. Und ich werde nie wissen, was genau drin ist.

Noch schlimmer als das Empfinden von Schuld ist das Gefühl von Scham. Schuldgefühle, auch die einer Überlebenden, sind begrenzbar auf reale Zusammenhänge. Scham ist dagegen diffus und darin grenzenlos. Im Überlebenssystem meiner Mutter scheinen Schamgefühle vernichtende Überwältigung zu sein. Schamgefühle dürfen keinen Platz haben, wo gut und böse scharf voneinander getrennt werden müssen. Und wie in vielen Familien Überlebender taten auch meine Eltern alles aus Liebe, während ausschließlich draußen das Böse war: die Deutschen. Deutschland.
Das Gefühl von vernichtender Scham kann wachsen aus innerer Zerstörung, angerichtet von außen. Verlust von innerem Einvernehmen mit sich selbst: Wenn aus „Ich bin" werden muß: „Ich darf nicht sein, wie ich bin." Meine Mutter hat zu ihrem Überleben dieses „Ich darf nicht sein, wie ich bin" bekämpft und in jeder Minute mit ihren Fähigkeiten und Kräften widerlegt, bis auf den heutigen Tag und vor allem vor sich selbst. Damals vor dem Hintergrund eines real existierenden Systems, sie real bedrohender Nachbarn, Freunde, Feinde, Gestapo. Heute in Augenblicken konfuser Bedrohung – gegen alle. Geschieht von außen etwas, das meine Mutter in ein Gefühlserlebnis von damals bringt, fühle ich, daß sie genau dort ist, wo sie unzählige Male wider Erwarten nicht zur Deportation abgeholt wurde. Noch nicht. Noch nicht. Noch nicht. Die über fünfzig Jahre, die dazwischen liegen, sind in solchen Momenten in ihrer Wahrnehmung ausgelöscht. Sie darf nicht totzukriegen sein. Es hat nach dem Tod meines Vaters 1987 Zeit gebraucht, bis sie annehmen konnte, daß sein Sterben zu seinem Leben gehörte und nicht der Vernichtungsschlag der Nazis war, der sie nun doch noch erreicht hatte.
Ich habe Jahre meines Lebens damit verbracht, meine jüdische Identität der meiner Mutter anzugleichen. Und ich habe Jahre meines Lebens gebraucht, um meine jüdische Identität von ihrer zu trennen. Ich wurde nicht verfolgt. Ich bin nicht religiös. Weder eigene Erlebnisse aus der Nazizeit noch der Gang in die Synagoge können mich als Jüdin bestätigen. Ich habe eine Familiengeschichte, die mütterlicherseits jüdisch ist. Der eine Zweig geht bis nach Portugal, der andere verläuft sich in Osteuropa. Die nichtjüdische Familie meines Vaters kommt teilweise aus Mecklenburg, teilweise schon immer aus Hamburg, und ein Zweig führt nach Holland. Nach der Halacha, dem jüdischen Gesetz, bin ich durch meine Mutter Jüdin. Für viele Deutsche bin ich halb jüdisch, halb deutsch.

Mich gibt es. Ich empfinde, daß ich diese Tatsache vor Juden, die die Schoah überlebt haben, immer wieder behaupten muß. In mir geht etwas weiter, etwas Jüdisches, auf meine Weise. So, wie ich bin. Ich habe in mir ein ausgeprägtes Alarmsystem gegenüber antisemitischen Abläufen und Zusammenhängen. Das ist etwas Nützliches. Lange Zeit hat es mir auch dazu gedient, mich besonders und richtig jüdisch zu fühlen. Wenn in Deutschland etwas passiert war, was mir das Gefühl von Bedrohung gab, dann fühlte ich mich wirklich präsent. Mir ging's gut. Nicht im Lande, aber ich fühlte mich. Ich stimmte – orientiert an der Geschichte meiner Mutter. Aus dieser Umklammerung habe ich mich mühsam herausgedreht. Den Kampf um die Selbstbehauptung als nachfolgende jüdische Generation gegenüber der mächtigen Schoah auf der Opferseite und dem monströsen Tötungssystem auf der Täterseite führe ich nicht allein. Zwischen

uns, den Kindern der Überlebenden, und dem, was vor der Schoah war, klafft ein riesiger Abgrund. Die Lücke. Sie gehört zum Weiterleben der nachfolgenden jüdischen Generation.
Ich bin, im Gegensatz zu nichtdeutschen Juden, eine deutsche Jüdin, die für diesen Kampf um Selbstbehauptung vor der jüdischen Geschichte gerade auch die Nähe und Auseinandersetzung mit nichtjüdischen Deutschen meiner Generation braucht. Ich meine das ganz realistisch, nicht allgemein versöhnlich. Ich brauche es, zu fühlen, daß mit diesem Erbe nicht nur mir als deutscher Jüdin etwas schmerzhaft zugefügt wurde, sondern auch den anderen Deutschen: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Der Kuß der Männer in der Geburtskirche

Auf dem Frauentreffen in Israel 1988 lernte ich Rachel kennen. Wir hatten wechselseitig große Bedeutung füreinander: Für mich ist sie jüdische Israelin, aber noch geboren in Holland mit deutsch-russischem Hintergrund, also eben keine dieser selbstbewußten, starken, in Israel geborenen Sabres, denen gegenüber ich mich minderwertig fühle. In mir dagegen wird für Rachel deutsche Kultur wieder lebendig, und zwar in der jüdischen Verbindung. Meistens ist ihr Telephon besetzt, und um Weihnachten herum bis Jerusalem durchzudringen ist sowieso schwierig. Den letzten Anstoß gab mir dann aber dieser Satz eines deutschen Radiokommentators aus Bethlehem für den Deutschlandfunk: „Die israelischen Besatzungstruppen haben den Geburtsort Christi verlassen." Ich fühlte mich in die Zeit Kaiser Augustus zurückversetzt und hob den Hörer. Rachel war sofort am Apparat.
Ob ich den Kuß gesehen hätte, war gleich ihre erste Frage. Natürlich hatte ich den Kuß gesehen. Alle haben den Kuß gesehen, den Jassir Arafat in der bethlehemitischen Geburtskirche dem christlichen Patriarchen aufs Haupt gedrückt hat. „Wenn ich", sagte Rachel, „Spitzenkandidatin der palästinensischen Regierung wäre, hätte ich den Patriarchen auch auf die Stirn geküßt." Dann fügte sie hinzu: Das habe sich der israelische Militärgouverneur nie herausgenommen.
Manchmal ist sie wirklich maßlos. Abgesehen davon, daß sich der Patriarch der Christen von einer Frau nicht während der Mitternachtsmesse küssen lassen würde, ist eine Jüdin an der Spitze der PLO gar nicht denkbar. „Und wie geht's sonst?" fragte ich. „Gebt ihr jetzt alles weg?" Ich meinte die besetzten Gebiete. „Jaha", antwortete Rachel. „Gestern Beth Lechem, im März, April Hebron. Dann den Golan Schritt für Schritt, und schließlich werden wir über Jeruschalaijm reden müssen."

Israel will Frieden. Und es wird Zeit, daß die Palästinenserinnen und Palästinenser sich als eigenständiger Staat mit ihren arabischen Brudervölkern auseinandersetzen. Absolut denkbar, daß die jüdischen Nachbarn ihnen dabei werden noch zu Hilfe kommen müssen. Vorausgesetzt, die islamisch fundamentalistische Diktatur verschluckt Palästina nicht.
Rachel ist für die Teilung Jerusalems. Um des lieben Friedens willen. Ich bin ganz und gar dagegen. Ramallah ist sowieso schon die heimliche Hauptstadt Palästinas. Ich finde, Jerusalem bleibt die Hauptstadt Israels. „Ja, du", sagte Rachel. „Du lebst ja auch nicht hier." Stimmt. Sie lebt dort. Ich nicht. Ich gehöre zu den deutschen Juden, die sich vielleicht in Israel begraben lassen. Aber dort wirklich leben? Ohne besonderen Druck von außen wohl kaum.
Vielleicht mal pendeln. Drei Monate dort, drei Monate hier. Jetzt zum Beispiel – lieber dort: milde frühsommerliche Temperaturen in Tel Aviv. Das Klima, die Landschaft – alles wunderbar. Das Essen, die arabische Küche köstlich. Bloß – was wird werden?

Je mehr Israel von den besetzten Gebieten an die Palästinenser zurückgibt, desto unruhiger werde ich. Ich fange wieder an, mir Sorgen um die Sicherheit zu machen, einerseits. Andererseits begreife ich, daß sie dort das Richtige tun. „Im Zeitalter der atomaren Kriegsführung", sagt Rachel, käme es auf die paar Quadratkilometer auch nicht an, wie man im Golfkrieg habe sehen können. Zudem werde durch die Rückgabe der Gebiete den fanatischen Siedlern der ideologische Boden entzogen. „Stell dir bloß mal vor", sagte sie, „den schlesischen Landsmannschaften würden die Teile Polens zurückgegeben, nach denen die sich so sehnen. Wie würden die ausufern!" Ich bin immer wieder überrascht, wie gut sie sich in deutschen Verhältnissen auskennt.
„Wenn du denen einen Finger gibst, nehmen sie die ganze Hand", hörte ich sie sagen. „Altes Sprichwort hier. Sagt man bei uns so auf Hebräisch."
Rachel gehörte zu den sogenannten Frauen in Schwarz, die über viele Jahre an jedem Freitagmittag kurz vor Schabbesanfang in Jerusalem für die Räumung der besetzten Gebiete demonstriert hatten. Sie hat noch immer Kontakt zu Palästinenserinnen in Gaza. „Noch", sagt Rachel. Aber es werde weniger. Kein Zeichen von Normalisierung. „Da stirbt was ab", glaubt sie. Viele palästinensische Frauen seien enttäuscht. Nach dem Kampf in der Intifada, den sie gemeinsam mit ihren jüngeren Geschwistern und Kindern in vorderster Front geführt hätten, seien nun die Männer wieder vorn und aus ihrer Deckung herausgekommen. Jetzt machen die Männer die Politik, und zwar über die Köpfe von Frauen hinweg.
Viele junge Frauen ziehen sich ganz in die Islamisierung zurück und arbeiten tief verschleiert für soziale Dienste der Fundamentalisten. Manche Frauen lassen sich von ihren Vätern, Brüdern, Männern dazu zwingen. Andere idealisieren die neue Unterdrückung als wahrhaft Arabisch .
Überall dort, wo Arafats PLO versagt, da treten helfend die Islamisten auf und vereinnahmen und kontrollieren Palästina Stück für Stück im Namen der Scharia und ihres toten Führers Chomeini. Die Mehrheit der Menschen in Palästina ist arbeitslos, und die arabischen Bruderländer weigern sich, palästinensische Gastarbeiter überhaupt aufzunehmen. Sie argwöhnen, mit den Einreisenden könne auch in ihren Ländern der Wunsch nach mehr Demokratisierung wachsen. Israel zieht es inzwischen vor, seine Gastarbeiter aus Osteuropa und Fernost einzufliegen. Begreiflicherweise. Es gab zu viele tödliche Anschläge in den vergangenen Monaten.
Der Schlimmste aber kam aus der eigenen Familie. Ein traumatisches Erlebnis für den jüdischen Staat: Israel wird eine ganz normale Nation. Der Prozeß gegen den Mörder Jizchak Rabins werde für rechte jüdische Fanatiker zur politischen Plattform werden, befürchteten viele meiner Freundinnen und Freunde, befürchtete auch ich. Man werde sich im Beisein der ausländischen Presse womöglich politische Tiraden anzuhören haben à la Schönhuber und Haider. Nicht auszudenken so viel Nähe zum deutschen Nazi-Fanatismus. „Die jüdischeren Juden werdet doch wieder ihr sein", sagte Rachel am Telephon zu mir, bevor wir das Gespräch beendeten. „Ihr Diaspora-Juden! Immer ein wenig im Ghetto, immer ein wenig diskriminiert und vor allem ohne ausübende Gewalt." Und ich dachte immer, die deutschen Juden seien nicht jüdisch genug für Israel.

Als deutsche Jüdin unter nichtdeutschen Juden

Auf meiner dritten Reise nach Jerusalem besuchte ich die Schoah-Gedenkstätte Yad Vashem. Ich ging hinunter ins Archiv. Im Keller lagern die Bücher der Toten. Die meisten Menschen, die hier heruntersteigen, wollen noch einmal die Namen ihrer getöteten Verwandten und Freunde lesen. Denn Gräber gibt es ja nicht. Dazu lassen sie sich die entsprechenden Bücher vom Archivar aushändigen. Jedes europäische

Land hat in Zusammenarbeit mit den jeweiligen jüdischen Gemeinden solche Verzeichnisse für Yad Vashem erarbeitet. Hinter jedem Namen steht das Geburtsdatum, dann das Datum der Deportation von wo nach wo, und Tag und Ort des Todes, sofern das herauszufinden war. Ich bat um das Buch der deutschen Juden, denn ich wollte nach Namen suchen, die mir meine Mutter mitgegeben hatte. Neben mir stand eine jüdische Reisegruppe aus Holland. Der Archivar, ein Mann um die fünfzig, sah mich an, nickte, bückte sich und wuchtete zwei dicke, große Bände auf den Tresen. Zwischen bräunlich schwarzen Buchdeckeln aus stabiler grober Pappe, wellten sich tausende von Seiten minderer Papierqualität.

Es sei das schäbigste Buch in seiner Sammlung, sagte er mit strengem feindlichem Blick auf mich. „Das Buch aus Deutschland." Er sagte es auf deutsch, wiewohl ich ihn auf Hebräisch darum gebeten hatte. Am kostbarsten sei das Buch aus Holland. In Leder gebunden und von feinstem Papier. Es lag ebenfalls vor uns auf dem Tisch, denn die holländischen Juden neben mir, die im übrigen jedes seiner deutsch gesprochenen Worte verstanden, lasen darin und warfen einen Blick des verachtungsvollen Bedauerns auf mich. Ich schämte mich furchtbar.

Es gibt, sagt der jüdische Historiker Mordechai Breuer von der Universität Jerusalem, zwischen Juden und Deutschland eine Bindung von einzigartiger Kontinuität, die es mit Ausnahme von Italien – zu keinem anderen Land gegeben habe. Schon Jahrhunderte vor der Aufklärung habe es sowohl gutnachbarliche als auch leidvolle Beziehungen zwischen Juden und Christen auf deutschem Boden gegeben. Sie tauchten bloß nicht auf in der deutschen Geschichtsschreibung. Diese allgemeine und keinesfalls zufällige Ignoranz habe ich auch bei feministischen Historikerinnen gefunden, immer und immer wieder. Jüngstes Beispiel für mich war am 30. Dezember 1995 die Dokumentationsseite der „Frankfurter Rundschau". Abgedruckt war eine historische Betrachtung von Régine Pernoud2): „Die Beteiligung von Frauen an den Kreuzzügen". Die Begeisterung der Autorin über das Auftauchen der Namen von Frauen und ihre Beteiligung an diesen kriegerisch blutigen und auch antisemitischen Raubzügen im Namen ihres Gottes ist geprägt von feministischer Entdeckungsfreude. Darüber geht ihr jedoch das längst historisch gesicherte Wissen verloren, daß auf dem Wege der Kreuzzügler und Kreuzzüglerinnen kein jüdisches Ghetto vor Pogromen sicher war. Die „Mörder des Heilands" wurden überfallen, ausgeraubt, getötet und ihre Häuser in Brand gesetzt. Die Eroberung Jerusalems begann für viele Christinnen und Christen 1095 von Frankreich kommend schon in Ulm, wo sie jüdische Kaufleute ausplünderten, deren Familien dort bereits seit dem neunten Jahrhundert ansässig waren. Der heute noch bekannte Anfeuerungsruf „hepp-hepp" (hipp-hipp hurra) stammt aus dieser Zeit. Damals gellte er durch die jüdischen Viertel in burgundischen und deutschen Landen. Hep ist die Abkürzung für „Hierosolyma est perdita" – Jerusalem ist erledigt.3)

Ist es als Jüdin in Deutschland meine Aufgabe, auf solches Verdrängen und Verlieren von Juden und Christen historisch gemeinsamen Zusammenhängen aufmerksam zu machen? Wahrscheinlich ja. Nicht eigentlich Unwissenheit kann mich tatsächlich kränken, aber eine bestimmte Art von Unberührbarkeit, von Dumpfheit. Ich möchte das an dem Begriff „Klitorisbeschneidung" erklären. Es geht mir hier nicht um die Diskussion, die Frauen zu führen haben, die davon betroffen sind. Mir geht es um das Wort. Ich bin gegen die Zusammenstellung von „Klitoris" und „Beschneidung". Das Wort Beschneidung meint im deutschsprachigen Zusammenhang Einschränkung eigener Möglichkeiten von außen durch Dritte. Bezogen auf das Genitale bedeutet Beschneidung ein Ritual, das in Deutschland mit jüdisch verbunden wird.

Jüdische Männer werden als Babies an der Vorhaut beschnitten. Auch moslemische Männer sind beschnitten. Im deutschen Geschichtskreis wird mit genitaler Beschneidung aber zunächst jüdisch assoziiert.
Mit dem Wort „Klitorisbeschneidung" wird etwas bezeichnet, was nicht Beschneidung ist. Es ist Verstümmelung bis hin zur Amputation der Klitoris, Ausschabung der äußeren und inneren Schamlippen, Zunähen und Auftrennen der Öffnung der Vagina, gleich dem System des Keuschheitsgürtels. Und was geschieht bei der Beschneidung der männlichen Babies? Die Vorhaut wird entfernt. Der Penis ist doch nicht ab! Aber bei dem Mädchen wird ein wichtiges Lustzentrum schwer beschädigt bis zerstört: der klitorale Orgasmus wird verunmöglicht. Daß es dennoch zum vaginalen Orgasmus kommen kann, können wir alle im Interesse der Mädchen und Frauen nur hoffen. Das jüdische Beschneidungsritual ist für den männlichen Säugling kein Erlebnis der Demütigung und schweren Verletzung. Die Beschneidung zerstört auch nicht die Fähigkeit zur Erektion. Bestimmt ist der Schnitt für das männliche Baby ein großer Schreck. Aber die gewaltsame Überwältigung und Demütigung, die das Mädchen bei dieser furchtbaren Prozedur in einem Alter der beginnenden Adoleszenz erleben muß, ist etwas ganz anderes. Ich behaupte nun, daß ein deutsches Wort wie „Klitorisbeschneidung" antisemitische Wurzeln hat respektive nährt.

Das Wort „Beschneidung" ist in deutschsprachlichem Zusammenhang sowohl jüdisch als auch antisemitisch besetzt. Es hat etwas mit Juden und – nach der Schoah – mit jüdischen Opfern zu tun. Aber auch mit befremdlichen Handlungen am männlichen Genitale. Einerseits. Andererseits wird es im Wort „Klitorisbeschneidung" dazu benutzt, eine schreckliche Tat zu benennen und dieser Tat einen teilweise jüdischen Klang zu geben: das gewalttätig Sexuelle gegenüber wehrlosen Mädchen wird mit einem jüdischen Wort verbunden. Der „geile Jud" und das „sündige Weib" sind zwei Stereotype, in denen sich Antisemitismus und Sexismus begegnen. So auch in der „Klitorisbeschneidung", die ja an sich der gesellschaftliche Angriff auf das selbstbestimmte sexuelle Begehren und die Lust der heranwachsenden Frau ist. Die „Geilheit des Weibes" wird „beschnitten". Tatsächlich verharmlost das Wort „Beschneidung", was mit „Klitorisbeschneidung" gemeint sein soll.
Die seit etwa zwei Jahrzehnten andauernde Tolerierung des Wortes „Klitorisbeschneidung" ist für mich Ausdruck von verstecktem Antisemitismus im deutsch-feministischen Sprachgebrauch, zudem auf Kosten der eigenen Interessen. Zumindest das Empfinden für die Verharmlosung dieser Verstümmelung des weiblichen Genitals durch den falschen Gebrauch des jüdisch besetzten Wortes könnte nichtjüdischen deutschen Feministinnen spürbar sein, finde ich. Und damit möchte ich hier erst mal enden.

Anmerkungen

1) *taz vom 24. Juli 1993.*
2) *PERNOUD, Régine: Frauen zur Zeit der Kreuzzüge, Pfaffenweiler 1993.*
3) *SCHOEPS, Julius H.: Neues Lexikon des Judentums, Gütersloh/München 1992.*

Autorinnen

Selmin Caliskan, Türkin zweiter Generation; Aufbau des und Mitarbeit im interkulturellen Mädchentreff AZADE; Mutter einer Tochter; Mitarbeit bei GÜLISTAN-Internationaler Frauentreff; Studierende im Bereich Übersetzen, seit mehreren Jahren an der Selbstorganisation von Migrantinnen, Schwarzen Frauen und Jüdinnen aktiv beteiligt.

Ursula Alice Döhmann, studierte in Köln von 1969-1978 Sozialwissenschaften, Germanistik, Psychologie; bekam 1979 ein Kind. Versuchte sich von 1984-1990 an der Vermittlung zwischen antifaschistischen/antirassistischen und feministischen Theorie- und Politikbereichen, war während dessen zwei Semester als Gastdozentin an der Universität Bremen und arbeitet schon jahrelang an einem Gymnasium. Seit der „Wende" liest sie mehr, statt zu schreiben.

Elke Grawert, geb. 1958, Politologin, 1983-1988 drei Forschungsaufenthalte von insgesamt 18 Monaten in verschiedenen Teilen des Sudan, seitdem wissenschaftliche Mitarbeiterin und Lehrbeauftragte im Bereich internationale Politik (arabische Länder, Europäische Integration).

Sedef Gümen, Soziologin, Dr. phil., M. A., geb. 1954 in Istanbul und aufgewachsen in New York; Promotion an der Freien Universität Berlin zum Thema: Frauenarbeit im peripheren Kapitalismus am Beispiel der Türkei (1987). Seit 1991 im DFG-Forschungsprojekt FAFRA („Familienorientierung, Frauenbild, Bildungs- und Berufsmotivation von eingewanderten und westdeutschen Frauen in interkulturell-vergleichender Perspektive") an der Universität Osnabrück als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig; Mitglied in der Sektion Frauenforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und Fellow am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück.

Encarnación Gutiérrez Rodríguez, geb. 1964, Tochter andalusischer ArbeitsmigrantInnen, seit 1972 in der BRD, Mitglied der Gruppe FeMigra (Feministische Migrantinnen-Frankfurt/Main). Kollegiatin im Graduiertenkolleg: „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel", arbeitet an einer Dissertation zur Selbstwahrnehmung und Verortung von Migrantinnen in der BRD. Interessen: Taekwon Do/Selbstverteidigung.

Modjgan Hamzhei, lesbische Migrantin zweiter Generation, aus der Mittelschicht, 33 Jahre alt, Psychologin, seit 1994 bei agisra-Köln (Arbeitsgemeinschaft gegen internationale sexuelle und rassistische Ausbeutung), Bereiche dort: Beratung und Therapie von Migrantinnen, Schwarzen und jüdischen Frauen/ Lesben sowie themen- und prozeßorientierte Gruppen. Z.Zt. in Feministischer Psychodramaweiterbildung.

Jutta Heinrich, geb. 1940, Studium der Sozialpädagogik und Literaturwissenschaft, seit 1975 freie Schriftstellerin, außerdem schreibt sie Theaterstücke; mehrere Stipendien und Auszeichnungen; sie lebt überwiegend in Hamburg.

Tatjana Hercigonja, 28 Jahre, Veterinärtechnikerin, Bosnierin/ Jugoslawin, Lesbe, lebt derzeit in Wien.

Chong-Sook Kang, Dr., Studium der Politikwissenschaft und Soziologie in München und Heidelberg; 1980-1984 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Heidelberg; 1985-1988 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie in Darmstadt; 1988-1990 Referentin für Ausländer- und Asylpolitik bei der Fraktion DIE GRÜNEN im Bundestag; 1991-1992 Universität Münster; seit September 1992 AusländerInnenbeauftragtee der Stadt München.

Kerstin Kellermann, geb. 1964, Publizistikstudium in Salzburg/Ljubljana, freie Journalistin, derzeit bei der Zeitschrift „Frauensolidarität" Wien tätig, Österreicherin.

Claudia Koppert, geb. 1958 in Heidelberg, lebt derzeit als freie Lektorin in Stapel bei Bremen. Vorträge, Lehraufträge, Veröffentlichungen zu Schuld und Verantwortung in modernen Gesellschaften, Rassismus/Antisemitismus und zur Zusammenarbeit von Frauen.

Anni Lanz, Soziologin, Mitarbeiterin im Asylkomitee Baselland und in der Projektgruppe des Frauenrates für Asylpolitik Basel.

Behshid Najafi, geb. 1956 in Isfahan/Iran, Studium der Politikwissenschaft im Iran und Pädagogik in USA , seit 1986 in Deutschland, verheiratet, zwei Kinder, Mitarbeiterin bei agisra-Köln e.V. (Arbeitsgemeinschaft gegen internationale sexuelle und rassistische Ausbeutung).

Renate Nestvogel, geb. 1949, Dr. phil. habil., Professorin an der Universität GH Essen für Sozialisationsforschung (mit den Schwerpunkten geschlechtsspezifische Sozialisation und Sozialisation ausländischer Mädchen und Frauen); vergleichende Erziehungswissenschaft; Gestalttherapeutin; Forschungsarbeiten/Veröffentlichungen zum Zusammenhang von Bildung und Gesellschaft sowie zur Situation von Mädchen und Frauen in afrikanischen und asiatischen Ländern, zu Aspekten interkulturellen Lernens und zu Frauen und Rassismus.

Gisela Notz, Dr. phil., Sozialwissenschaftlerin, wissenschaftliche Referentin im Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung, Lehrbeauftragte an der Universität Essen; Arbeitsschwerpunkte: Forschung zu bezahlter und unbezahlter Frauenarbeit, Aus- und Weiterbildung.

Bircan Özdem, geb. 1964 in Duisburg, Migrantin zweiter Generation aus der Türkei, lebt in Essen; Psychologiestudium in Münster; arbeitet z.Zt. bei agisra-Köln e.V. (Arbeitsgemeinschaft gegen internationale sexuelle und rassistische Ausbeutung); Fotografie seit 1985, hauptsächlich künstlerische (Frauen)-Porträts, auch Dokumentationen, journalistische und Theaterfotografie (Ausstellungen und Auftragsarbeiten).

Constance Ohms, MA, geb. 1962, Veröffentlichungen, Workshops und Seminare zu Lesben und Rassismus, Gewalt in lesbischen Beziehungen und Clause 28. Als Übersetzerin und Rezensentin tätig; seit mehreren Jahren Selbstverteidigungslehrerin und Inhaberin des ersten Dans in Taekwon Do.

Viola Roggenkamp, geb. 1948 in Hamburg, seit 1978 freie Journalistin und Autorin, vorwiegend für „Die Zeit", „taz" und „Allgemeine Jüdische Wochenzeitung", regelmäßige Mitarbeit für SFB-„Zeitpunkte", SWF-„Blick in die Zeit", sowie bis 1990 vierzehn Jahre für „Emma". Mehrjährige Auslandsaufenthalte in Asien und Israel. Musikstudium, Klavier, sowie Studium der Philosophie, Psychologie und Soziologie.

Manuela Westphal, geb. 1964, Diplom Pädagogin, befindet sich zur Zeit im Promotionsverfahren mit voraussichtlichem Abschluß Januar 1996, und seit 1991 als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt „Familienorientierung, Frauenbild, Berufs- und Bildungsmotivation bei eingewanderten und einheimischen westdeutschen Frauen in interkulturell-vergeichender Perspektive (FAFRA)" an der Universität Osnabrück/Fachbereich Erziehungs- und Kulturwissenschaften tätig.

Marlini Wickramasinha, geb. 1934 in Sri Lanka, Studium der Anglistik; mit 24 Jahren nach Deutschland, Studium an der Kunstakademie München; Ehe mit dem Maler Bruno Gronen, zwei Kinder, lebt in Köln; zahlreiche Einzel- und Gruppenausstellungen in Museen und Galerien im In- und Ausland.